
Inhalt.

Einleitung.	Seite
Liszts Virtuosenzeit.	
Caroline de Saint-Criq	3
Adèle Gräfin Laprunarède	9
Gräfin Louis Plater	9
George Sand	13
Marie Gräfin d'Agoult	13
Cristina Fürstin Belgiojoso	43
Pauline Viardot-Garcia	57
Caroline Unger-Sabatier	74
Marie Camilla Pleyel	87
Charlotte von Hagn	102
Bettina von Arnim	125
Marie von Mouchanoff-Kalergis	144
Rosalie Gräfin Sauerma	156
Liszt in Weimar und Rom.	
Maria Paulowna, Großherzogin von Sachsen	171
Sophie, Großherzogin von Sachsen	180
Carolyne Fürstin Sayn-Wittgenstein	186
Emilie Merian-Genast	205
Agnes Street-Klindworth	221
Jessie Hillebrand-Lausot	237
Sofie Menter	246
Marie Gräfin Schleinitz, nachmals Gräfin Wolkenstein	266
Marie Gräfin Dönhoff, jetzt Fürstin Bülow	266
Espérance von Schwartz, Elpis Melena	280
Fanny Fürstin Rospigliosi	298
Nadine Helbig	307
Olga Baronin Meyendorff	319

Bildnisse.

Franz Liszt, Zeichnung von Ingres 1839.
George Sand, Zeichnung von L. Calamatta 1837.
Gräfin d'Agoult, Gemälde von Henri Lehmann.
Liszt, Gräfin d'Agoult, G. Sand, Rossini, Paganini,
Victor Hugo, Alexandre Dumas von Danhauser.
Relief der Fürstin Belgiojoso.
Pauline Viardot-Garcia als Orpheus.
Caroline Unger-Sabatier 1823.
Marie Camilla Pleyel, Zeichnung von Kriehuber 1839.
Charlotte von Hagn, Gemälde von J. Stieler in der
Münchener Residenz.
Bettina von Arnim von A. von Arnim-Bärwalde.
Marie von Mouchanoff-Kalergis, Gemälde von Lenbach.
Gräfin Sauerma, Zeichnung von L. Nieper.

Großherzogin Maria Paulowna, Gemälde von R. Lauchert.
Großherzogin Sophie.
Fürstin Wittgenstein 1847.
Emilie Merian-Genast.
Jessie Hillebrand-Laussot 1885.
Sofie Menter.
Gräfin Schleinitz, Gemälde von Lenbach.
Fürstin Bülow.
Espérance von Schwartz.
Nadine Helbig.
Franz Liszt, Zeichnung von Nadine Helbig.

Humoristische Zeichnung aus der Zeit von Liszts und der
Gräfin d'Agoult Aufenthalt in Nonnenwerth.

Einleitung.

Wie Liszt geliebt hat und geliebt wurde, was er als Freund gewesen, wie sein adeliger Sinn, seine große Seele sich bewährte in Freud und Leiden, die ihm teuer waren, davon sollen die Blätter dieses Buches zeugen und in der Gestalten Fülle, die ihn umgab, seine eigene hohe Gestalt lebendig zeigen in ihrer schönen Menschlichkeit.

Wohl in keines anderen Künstlers Leben haben die Frauen eine so große Rolle gespielt. Darum lohnt es sich, diejenigen näher zu betrachten, die ihm vorzugsweise nahestanden. Drei insbesondere haben bestimmend in sein Geschick eingegriffen: Caroline de Saint-Criq, seine schwärmerische Erstlingsliebe, Marie Gräfin d'Agoult, die schöne und geistvolle Gefährtin seiner Sturm- und Drangjahre, und Carolyne Fürstin Sayn-Wittgenstein, die gereifte Genossin und Fördererin seiner tonschöpferischen Ideale.

Um sie gruppiert sich eine Reihe hervorragender Frauen, die — zwei hohe Gönnerinnen in ihrer Mitte — ihm in Freundschaft verbunden waren. Lernen wir sie näher kennen!

LISZTS VIRTUOSENZEIT



Caroline de Saint-Criq.

„Le petit Litz“, wie die Pariser das junge Musikwunder nannten, dem sie, seit es sich ihnen im Dezember 1823 zuerst gezeigt, entzückt zujubelten, hatte eine erste schwere Lebenserfahrung hinter sich, als ihm in Caroline de Saint-Criq der holde Stern seines Jugendhimmels aufging. Durch den plötzlichen Tod seines Vaters im August 1827 des treuen Führers seiner Lehrjahre beraubt, sah er sich mit einem Male veränderten Zielen gegenübergestellt. Um seiner Mutter willen, die er aus ihrer österreichischen Heimat an seine Seite gerufen hatte, entsagte er vorläufig weiteren Virtuosenreisen, sich mit dem seßhaften einförmigeren Beruf eines Musiklehrers bescheidend. In der französischen Aristokratie fand er, wie von Anfang an seine feurigsten Bewunderer, so auch seine Schüler und Schülerinnen¹. Unter

¹ Als Quellen für Darstellung der Beziehungen Liszts zu Caroline de Saint-Criq dienten Lina Ramanns auch für die Gräfinnen Laprunarède und d'Agoult benutzte Liszt-Biographie und mündliche Mitteilungen der Fürstin Marie Hohenlohe, geb. Prinzessin Wittgenstein; sowie die von der Verfasserin herausgegebenen, im vorstehenden Buch überhaupt vielfach benutzten Werke: „Franz Liszts Briefe“, „Briefe hervorragender Zeitgenossen an Liszt“ und „Aus

den ersten, die seiner Unterweisung anvertraut wurden, war die siebzehnjährige Tochter des Handelsministers Grafen de Saint-Criq. Ihre in erster Lenzblüte stehende Schönheit und Anmut, ihre sanfte Weiblichkeit, ihr tiefes Musikgefühl nahmen das Herz des Jünglings unbewußt gefangen. Er begnügte sich nicht damit, ihr die Geheimnisse seiner Kunst zu enthüllen, auch alles Schöne im Bereich der Dichtung und Literatur, womit er bekannt wurde, tauschte er mit ihr aus.

Die Mutter Carolinens, die während des Unterrichts meist gegenwärtig war, sah eine stille Neigung zwischen ihnen keimen. Statt ihr zu wehren aber bat sie, als sie, leidend wie sie war, ihr Ende herannahen fühlte, ihren Gatten, sich einer Verbindung ihres Lieblings mit Liszt nicht zu widersetzen, dafern Caroline in ihr ihr Glück finde.

Sie starb. Wie Liszt seinen Vater, hatte Caroline ihre Mutter zu beweinen. Im Gefühl gemeinsamer Trauer näherten sich ihre Seelen. Der Fortsetzung des Unterrichts gebot jedoch ein Wort des Grafen bald darauf Einhalt. Des Wunsches seiner sterbenden Gattin gedachte er nicht.

Gekränkt zog sich der junge Künstler, der erst jetzt sein Herz entdeckt hatte, zurück. Das Minister-

der Glanzzeit der Weimarer Altenburg“. (Sämtl. Leipzig, Breitkopf & Härtel erschienen.) Die dort in der französischen Originalsprache gegebenen Briefe wurden hier ins Deutsche übersetzt. Ein Bildnis von Caroline de Saint-Criq fand sich leider weder in Liszts Nachlaß, noch war es anderweit zu erlangen. Ebenso blieben uns die Bilder einiger anderer hier Geschilderten unzugänglich.

hotel betrat er nicht wieder. In der Religion nur suchte er Trost, und allein das Flehen seiner treusorgenden Mutter, die die Folgen eines verfrühten Entschlusses fürchtete, hielt ihn ab, in den Priesterstand zu treten.

Auch Caroline begehrte nach langer Erkrankung den Schleier zu nehmen. Doch sich dem Geheiß des Vaters fügend, reichte sie einem ungeliebten Standesgenossen, Monsieur d'Artigaux, der in der Nähe von Pau begütert und ansässig war, die Hand. Ihrer Ehe war kein Glück beschieden. Sie trug sie wie ein Martyrium. Die Erinnerung an Liszt wahrte sie wie ein Heiligtum, und auch ihm blieb ihr Gedächtnis als das Ideal seiner Jugend bis in sein Alter heilig. „Die in ihrer Güte idealste Frau, die ich kenne,“ nennt er sie in einem Briefe.

Erst fünfzehn Jahre nach ihrer Trennung, als er auf einer Konzertreise durch Südfrankreich und Spanien 1844 Pau berührte, sahen sie sich wieder. Stürmische Jahre, eine Leidenschaft, die mittlerweile zu Asche verglüht war, lagen für Liszt in dieser Zwischenzeit. Caroline fand er wieder als dieselbe, die er einst verlassen hatte. Nur die Spuren der Leiden waren ihr eingegraben. Die Erschütterung über ihre Wiederbegegnung gab ihm die ergreifenden Töne seines Liedes: „Ich möchte hingehn wie das Abendrot“ ein. Noch einmal flammte die alte Jugendliebe in ihnen auf und scheidend gelobten sie sich, beim Avemarialäuten täglich einander zu gedenken.

Seitdem unterhielten sie briefliche Beziehungen. Als mehrere Jahre später die Fürstin Wittgenstein ihr

Leben dem Liszts vereinte, lernten sie und ihre Tochter Madame d'Artigaux in Paris kennen. Beide Frauen befreundeten sich und traten in Briefwechsel miteinander. Die damalige Prinzessin Marie Wittgenstein, gegenwärtig Fürstin Hohenlohe, schildert uns ihre äußere Erscheinung: „Zu jener Zeit hatte sie eine schlanke, vornehme Gestalt, feine, unauffällige Züge, dunkle Augen und schlicht gescheiteltes schwarzes Haar. Ihre einfache Kleidung hatte retrograden Provinzanstrich. Anmut charakterisierte nicht ihr Wesen, eher die Starrheit verhaltener Leidenschaft und tief empfundenen Unglücks.“

Eine Mollstimmung herrscht in den Briefen der einsamen Frau. Ihr Geschick war nicht dazu angetan, Licht auszuströmen. Sie trug, wie sie sagte, „den Tod in der Seele“. Der Besitz und die Pflege einer unheilbar leidenden Tochter bildete ihr ganzes trauriges Glück. Selbst der heiße Wunsch, Liszt in seinem Weimarer Wirkungskreis zu sehen, blieb unerfüllt. „Vergönnte es mir die göttliche Barmherzigkeit,“ schreibt sie ihm im Juli 1853, „Ihnen die Hand drücken zu dürfen, mein Herz würde sich für einige Tage wieder auftun. Liebe ich Sie doch mit aller Kraft meiner Seele und wünsche Ihnen das Glück, das ich selber nicht mehr kenne. Ich dürste nach Nachrichten von Ihnen, die ich doch nicht zu erbitten wage. Lassen Sie mich immerdar in Ihnen den einzigen Leuchtstern meines Lebens sehen und das tägliche Gebet für Sie gen Himmel schicken: Lohne ihm, mein Gott, o lohne ihm überreich seine standhafte Unterwerfung unter Deinen Willen!“

Liszt suchte die Schwergeprüfte durch Musik zu

zerstreuen. Er sandte ihr Mozarts Konzerte, seine eigenen Kompositionen und Schriften. Aber auch ein innig ersehntes Wiedersehen in Paris vereitelten ihre traurigen, nach allen Seiten hin eingeengten Verhältnisse.

„Diese schmerzliche Enttäuschung erstaunt mich nicht,“ vertraut sie dem Freund. „Das Buch meines Schicksals ist in so düsteren Lettern geschrieben! Dennoch betrübt es mich mehr als ich sagen kann, mir einen der lebhaftesten Wünsche, die ich seit langer Zeit hegte, versagt zu sehen. Darum beklagen Sie mich in meiner Traurigkeit. Nun mir diese Gelegenheit verloren ging, wird mir die Zukunft kaum eine andere gewähren, und ich kann noch nicht dahin gelangen, mit Ergebung das *fiat voluntas* auszusprechen, das das einzige Wort unseres Lebens sein sollte!“

„Der unendliche Trost, ihrem Freund noch einmal die Hand zu drücken, bevor Gott sie abberief,“ ward ihr nicht zuteil. „Danken Sie ihm, der Ihr Leben erleuchtet, für seine Zeilen,“ äußert sie im Juni 1856 zur Fürstin Wittgenstein, „und versichern Sie ihn meines Schmerzes, ihm seit zwölf Jahren fern bleiben zu müssen.“

Ihre Bestimmung war — sie selber sagt es — „durch Leiden zu gehen“. Doch „nicht durch das, was die Welt unter Glück versteht, gelangt man zu Gott. Man kommt endlich dahin, für uns selber, wie für die, die uns teuer sind, das Kreuz zu lieben und zu segnen“.

In seinem am Tage der Kreuzerhöhung 1860 niedergeschriebenen letzten Willen noch gedachte

der ihr „durch das Band himmlischer Brüderschaft“ verbundene Freund ihrer und bestimmte ihr einen als Ring gefaßten Talisman. Doch schon im Mai 1872, vierzehn Jahre früher als er, ging sie aus dem Leben. Nach ihrem Tode schrieb Liszt an die Fürstin Wittgenstein: „Sie war eine der reinsten Offenbarungen des göttlichen Segens auf dieser Erde. Ihre langen, mit soviel Sanftmut und Ergebung ertragenen Leiden haben sie für den Himmel gereift. Dort geht sie ein zu ihres Gottes Freuden. Die der Welt berührten sie nicht, und die Unendlichkeit allein ist ihrer reinen Seele würdig. Gott sei gelobt, daß er sie aus der irdischen Verbannung zu sich nahm, und mögen wir durch ihre Fürbitte der Gnade teilhaftig werden, ihr vereint zu bleiben!“

Adèle Gräfin Laprunarède —
Gräfin Louis Plater.

Aus seiner Leidversunkenheit nach dem Zerrinnen seines ersten Liebestraums ward Liszt durch die französische Julirevolution 1830 gewaltsam aufgeschreckt. „Le canon l’a guéri,“ pflegte seine Mutter von ihm zu sagen. Plötzlich sah sie ihn zum Manne gereift. Kaum gelang es ihr, ihn von der Beteiligung am „Kampf für die leidende Menschheit“ zurückzuhalten. Sein künstlerischer Wille regte sich wieder. Er begann eine „*Sinfonie révolutionnaire*“ zu skizzieren. Das Erscheinen Paganinis in Paris spornte ihn zu höchster Entwicklung seiner Virtuosität an. Er lag ihr in der Stille und Zurückgezogenheit ob. Als ein Neuer, ein Unvergleichlicher, betrat er sodann endlich wieder, die Hörer faszinierend, das Konzertpodium.

Zu dieser Zeit tauchten in seinem Jugendleben zwei markante Frauenprofile auf, die, wenn sie auch keine tieferen Spuren in demselben zurückließen, es doch einerseits um ein kurzes, romantisches Liebespiel, anderseits um die Gönnerschaft einer edlen Frau bereicherten.

Von Gräfin Adèle Laprunarède, der nach-

maligen Duchesse de Fleury, weiß man nur, daß sie schön und geistsprühend war und voll Lebenslust danach verlangte, sich für die Einförmigkeit ihrer Ehe mit einem alternden Gatten in den Salons des Faubourg Saint-Germain schadlos zu halten. Es gelang ihrem anziehenden, kokett-heiteren Wesen, den jugendlichen Liszt monatelang an sich zu fesseln. Einen Winter hindurch leistete er dem Ehepaar auf dessen einsamem Alpenschloß, das Schnee und Eis zeitweise für andere unzugänglich machten, Gesellschaft. Das Geheimnis des romantischen Aufenthaltes erhöhte noch dessen Reiz. Den Parisern blieb ihr Liebling verschwunden; man wußte nicht wohin, bis der Frühling ihn zurückbrachte.

Ein eifriger Briefwechsel mit der gräflichen Alpenfee — „höhere Stilübungen in der französischen Sprache“, wie Liszt ihn später scherzend nannte — bildete den Abschluß der pikanten Episode.

Weitere Äußerungen über sie sind uns seitens ihres Helden nicht überliefert. Dagegen gedenkt er einer anderen Freundin aus jener Zeit in überaus warmen Worten.

Gräfin Louis Plater, geborene Gräfin Brzostowska, Pani Kasztelanowa genannt, gehörte neben der Fürstin Marcelline Czartoryska — der Lieblingschülerin Chopins — und der ebenso schönen als geistesanmutigen Gräfin Delphine Potocka insbesondere, deren Gesang noch den sterbenden Chopin entzückte, zu den angesehensten Vertreterinnen der polnischen Aristokratie, die nach Ausbruch der letzten Revolution von 1830 und 1831 Polen verlassen und sich in Paris eine neue Heimat gesucht hatte.

Nichts war natürlicher, als daß ihr Landsmann Chopin, der, ihr Schicksal teilend, nach der Seinestadt verschlagen worden war, das verwöhnte Schoßkind der polnischen Emigranten wurde, dessen Verkehr mit ihnen erst seltner ward, als George Sand sich mehr und mehr seines Herzens bemächtigte und ihn in andere Kreise zog.

Gleich ihm wurde Liszt, der ihm wie keine andere der Pariser Musikgrößen nahe trat, im Hause der Gräfin Plater als Bevorzugter häufig gesehen, und diesen seinen genialeren Kunstgenossen schloß sich vielfach als Dritter im Bunde Ferdinand Hiller an, der sieben Jahre, von 1828—1835, in der französischen Hauptstadt lebte. Zeichen ihrer Freundschaft hatte die Gräfin für jeden von ihnen bereit. Einst aber um ihre Meinung über die drei jungen Musiker befragt, gab sie dieselbe rasch in den Worten kund: „Hiller würde ich mir zum Hausfreund wählen, Chopin zum Gatten, Liszt zum Geliebten.“¹

In seinem berühmten Werk „*F. Chopin*“², einer Charakteristik des großen polnischen Meisters als Künstler und Mensch, wie wir keine zweite besitzen, ruft Liszt das Bild der seltenen Frau folgendermaßen zurück: „Bei ihr hörte man viel gute Musik; verstand sie es doch, alle die Talente, welche damals ihren Aufschwung zu nehmen und als glänzende Sternbilder zu leuchten versprochen, in ermutigender Weise um sich zu versammeln. Da fühlte sich

¹ Laut L. Ramanns Liszt-Biographie.

² Ins Deutsche übertragen von La Mara. 3. Auflage. Liszt „Gesammelte Schriften“. Bd. I. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1910.

der Künstler nie unedler, ja zuweilen barbarischer Neugier oder Indiskretion preisgegeben, die im stillen überrechnet, wie viele Besuche, Dinners und Soupers jede Berühmtheit repräsentiert, um ja nicht zu verfehlen, eine solche, falls sie gerade in der Mode ist, ‚bei sich zu haben‘, ohne an einen weniger bekannten Namen ihre Großmuth zu verschwenden. Als echte grande dame im alten Sinne des Worts, demzufolge sie sich als die Beschützerin eines jeden betrachtete, der in ihren auserwählten Kreis eintrat, empfing Gräfin Plater die Gäste ihres Hauses. Bald Fee, bald Muse, Schutzengel, zarte Wohltäterin, jede Gefahr erkennend, stets das rechte Auskunftsmittel errathend, war sie jeglichem von uns eine eben so geliebte als verehrte liebenswürdige Protektorin, die unser Streben erwärmte und erhebt und unserem Leben fehlte, als sie nicht mehr war.“



George

GEORGE SAND 1837

Nach einer Zeichnung von L. Calamatta

George Sand — Marie Gräfin d'Agoult.

Der politische Aufruhr in Paris hatte eine allgemeine Bewegung der Geister nach sich gezogen. Man schwärmte und kämpfte nicht nur für Völkerfreiheit, man begehrte mit der Freiheit des Individuums freie Sitte, freie Liebe, freie Kunstübung. Die neuen Ideen fanden ihren Ausdruck im französischen Romantizismus, fanden ihre künstlerischen und literarischen Hauptvertreter in Berlioz, Delacroix, Jules Sandeau, Victor Hugo, Alfred de Musset, George Sand.

George Sand, mit ihrem eigentlichen Namen Aurore Dupin, Frankreichs größte Schriftstellerin, dankte einem überaus ungleichmäßigen Elternpaar ihr Leben¹. Ihre vulgäre, ziemlich übel berufene

¹ Benutzt wurde hierfür das vortreffliche, viel Neues bringende Werk Wladimir Karénines (Barbara Komorows): „George Sand, sa vie et ses œuvres“. Paris, Paul Ollendorff, 1899.

Seit der ersten Auflage vorliegenden Buchs veröffentlichte Carl Fr. Glasenapp in Niehrenheims „Wegweiser für Besucher der Bayreuther Festspiele 1912“ einen Aufsatz „Gräfin Marie d'Agoult“, der sich zu meiner auf Grund Lisztscher Zeugnisse gegebenen Darstellung mannigfach gegensätzlich verhält. Ohne hier auf einzelne Punkte einzugehen, genüge ein Hinweis darauf, daß der

Mutter, Sophie geb. Delaborde, die, während sie bei einem Familienfest nach der Geige ihres Gatten tanzte, am 1. Juli 1804 von der Geburt ihrer Tochter überrascht wurde, war ein Kind des Volks. Maurice Dupin de Francueil dagegen, ein künstlerisch begabter und gebildeter Mann, der Murat als Adjutant bei den Napoleonischen Kriegen begleitete, entstammte königlichem Geblüt: sein Großvater, der berühmte Marschall Moritz von Sachsen, war der natürliche Sohn des polnischen Königs und sächsischen Kurfürsten August II. Da ihn, zufolge eines Sturzes vom Pferde, ein vorzeitiges Ende ereilte, teilten sich Mutter und Großmutter, die sich beide beständig befahdeten, in die Erziehung des phantasievollen, leidenschaftlichen Kindes — nicht zu dessen Vorteil; bis die Großmutter Dupin es 1810 erreichte, daß ihr das Kind überlassen ward, und sie es mit sich nach ihrem im Berry gelegenen Schloß Nohant nahm. Ihr schriftstellerisches Talent, ihr literarisches und musikalisches Interesse vererbte sie ihrem Lieb-

von Glasenapp als Hauptcharakterzug der Gräfin hervorgehobene „Heroismus der Wahrhaftigkeit“ — eine Aussage, die er Frau Daniela Thodes Vorwort zu deren Übersetzung des Buchs ihrer Großmutter „*Dante et Goethe*“ entnahm — zu dem Urteile Liszts wie zu dem anderer kompetenter Zeitgenossen in entschiedenem Widerspruch steht. Schreibt doch Liszt, „*l'ami de la vérité*“, wie ihn die Fürstin Wittgenstein gern nannte, am 14. März 1876, also wenige Tage nach dem Hingang seiner einstigen mehrjährigen Lebensgenossin, an die Fürstin Wittgenstein: „*Mme. d'Agoult avait éminemment le goût, et même la passion du faux.*“ Dies zu verschleiern wäre ein Unrecht gegen Liszt.

ling, den sie auch selbst unterrichtete. Die Dreizehnjährige übergab sie sodann einem Pariser Kloster. Als Aurore aber nach Verlauf dreier Jahre Neigung verriet, diesem als Nonne beizutreten, nahm die freigeistige Großmutter, eine eifrige Verehrerin Voltaire's, sie schleunigst wieder zu sich.

Ein Jahr darnach, im Dezember 1821, starb Madame Dupin, ihrem Enkelkind ein Erbgut von 500 000 Francs, Schloß Nohant mit eingeschlossen, zurücklassend. Unter den sich meldenden Freiern wählte Aurore Casimir Dudevant und gab sich ihm am 10. September 1822 zu eigen. Zu spät erkannte sie den untergeordneten Geist, die despotische brutale Natur des Mannes, dem sie zwei Kinder, Maurice und Solange, geschenkt hatte.

Im Januar 1831 kam es zur Trennung. Sie zog mit ihrer Tochter nach Paris. Da die 3000 Francs, die sie sich bescheiden als Jahrgeld von ihrem Gatten ausbedungen hatte, nicht für sie beide ausreichten, sah sie sich zu schriftstellerischem Erwerb gedrängt. Sie bezog eine Mansarde und legte, um sich mit ihren literarischen Kameraden freier bewegen zu können, Männerkleider an. Sie wurde Mitarbeiter des „*Figaro*“. Mit ihrem Freund Jules Sandeau gemeinschaftlich schrieb sie einen Roman „*Rose et Blanche*“, den sie unter dem Namen „J. Sand“ veröffentlichten. Als „George Sand“ ließ sie darauf selbständig einen andern: „*Indiana*“ folgen, um mit einem dritten „*Lélia*“ 1833 ihren größten Triumph zu feiern. Mit hinreißender Beredsamkeit trat sie, mit sozialen Doktrinen sympathisierend, darin für das Recht der Frau ein und sprach zuerst Gedanken aus, die nachmals

durch Tolstoi, Ibsen, Björnson verbreitet, seither zum Gemeingut aller geworden sind.

So stand George Sand bereits im Glanz ihres Ruhms, als Liszt auf ihren Wunsch durch Alfred de Musset, dem ihr wandelbares Herz sich damals zuneigte, ihr im Winter 1834—35 bekannt wurde. Vermochte er sich am Abend ihrer ersten Begegnung, ähnlich wie später Chopin, einer leisen Scheu vor ihr nicht zu erwehren, so wurden sie doch bald Freunde, gute künstlerische Kameraden, die sich gegenseitig nach Verdienst bewerteten und vielfach beeinflussten. Sehr irrtümlich hat man von heißeren Empfindungen zwischen ihnen gesprochen. Sie lagen beiden fern. Nicht nur das wiederholte Zeugnis Liszts, für dessen feinen Sinn die burschikose Art der genialen Frau nichts Verführerisches hatte, auch die uns schriftlich vorliegende Aussage ihrer Kinder, sowie ein Brief George Sands selbst bestätigen es. Um Mussets Eifersucht auf den von ganz Paris vergötterten Musiker zu beschwichtigen, schreibt sie diesem am 19. Januar 1835¹:

„Sie bezeugen mir eine mir überaus liebe und wertvolle Freundschaft. Ich weiß nicht, wie mir nahestehende Personen diese unsere gegenseitige Sympathie für ein lebhafteres Gefühl, ja für eine intime Liaison halten, oder andere an eine Koketterie meinerseits glauben können. Ich appelliere deshalb an Sie, mein Freund, und mache es Ihnen zur Pflicht, mich denen gegenüber zu rechtfertigen,

¹ Vergleiche „Briefe hervorragender Zeitgenossen an Liszt“. Bd. 1, Nr. 5.

die sich etwa zufällig zu Ihnen in dieser Weise äußern. Ich bin in so schmerzlicher Lage, bin die Beute so tiefer Kümmernisse und grausamer Zweifel, daß ich mich keiner, auch nicht der reinsten, der berechtigtesten Zuneigung zu erfreuen vermöchte. Ein Besuch bei mir würde Ihnen nur Verdruß bringen. Kommen Sie, bitte, nicht zu mir, aber seien Sie versichert, daß ich Sie trotzdem Ihrer Freundschaft nicht enthebe. Ihr Herz soll sie mir aufbewahren und zuweilen ein Gebet für mich zu Gott schicken — denn ich bin sehr unglücklich.

Ich bin im Begriff zu verreisen, um mit einer sehr ernsten und für mich schrecklichen Leidenschaft zu brechen. Ich glaube nicht, daß mir das etwas helfen wird, denn jeder neue Tag dieser Leidenschaft läßt mich an meinem freien Willen zweifeln. Ich weiß auch nicht wohin ich gehen werde, und Sie müssen mir erlauben, es weder Ihnen noch einem anderen zu sagen. Man wird mich beschuldigen, mit Ihnen zusammengetroffen und an irgendeinem romantischen Zufluchtsort versteckt zu sein. Rechtfertigen Sie mich. Ich rechne auf Sie.

Ich rechne ferner auf Ihr gerechtes Zeugnis, daß ich auch inmitten meiner größten Schmerzen den Urheber meiner Leiden nicht angeklagt habe. Ich allein bin schuldig, sagte ich Ihnen, und trage die Strafe eines ungeheuren Fehlers. Die Tugend verlangte, daß ich die Konsequenzen der Vergangenheit in einer stürmischen Gegenwart auf mich nähme. Aber ich kann es nicht. Vernunft und Religion verlassen mich. Gott weiß, was aus mir werden soll. Meine Seele ist wohl auf immer verloren . . . Ich

will die Liebe in mir zu ertönen suchen. Vielleicht gibt es noch etwas anderes, was das Leben lebenswert macht. Beten Sie für mich.

Von Herzen

George.“

Auch Liszts Herz lag, gleich dem George Sands, anderweit in Fesseln, als beider Lebensstraßen 1834 aufeinander trafen. Marie Gräfin d'Agoult, eine der bewundertsten Erscheinungen des aristokratischen Paris, hielt ihn gefangen. „Eine Lorelei“, wie sie selber von sich sagt, von ätherischer Gestalt und idealer Schönheit, blauäugig, mit goldenem Lockenhaar, dabei bedeutenden Geistes, kenntnisreich, mit einem Wort berückend, „eine wahre Göttin“, wie Karénine, George Sands Biograph, sie schildert, beherrschte sie die Salons des Faubourg Saint-Germain. Ein Hauch von Melancholie, der zum Glanz ihrer Lebensverhältnisse und ihrer Persönlichkeit im Widerspruch zu stehen schien, verlieh ihr zu all ihren Reizen noch den eines verführerischen Rätsels.

Als Kind eines französischen Emigrierten, Vicomte de Flavigny, und einer Tochter des reichen Frankfurter Bankiers Bethmann, mischte sich in ihr das Blut zweier Nationen. In Frankfurt a. M. am 31. Dezember 1805 geboren, nach der Religion des Vaters katholisch getauft und in einem Pariser Kloster *sacré cœur de Marie* erzogen, dann wieder mit der Mutter in Deutschland lebend, wo sie Goethe sah und sich für ihn begeisterte, hatte sie eine vorzügliche Ausbildung genossen und sich 22jährig dem um zwanzig Jahre älteren Grafen Charles d'Agoult vermählt. Konvenienz hatte diese Ehe geschlossen; von Herzens-



Marie d'Agoult

MARIE GRÄFIN D'AGOULT

Nach einem Gemälde von Henri Lehmann

Verlag Franz Litzsch von Aug. Göttsche. Verlag von Marquardt & Co. G. m. b. H. Berlin

neigung wußte sie nichts. War doch das Naturell der jungen Gräfin ohnehin mehr auf den schönen Schein, denn auf das Wesen der Dinge gerichtet. Ein Kind der großen Welt, kannte sie die Pose und ihre Kunst, verstand sie nach jeder Seite hin zu bezaubern und die Wirkung ihrer vornehmen Schönheit durch Auserlesenheit ihrer Toiletten zu erhöhen.

„Von Kindheit auf“, sagt sie in ihren *Souvenirs*, „begeisterte sich meine deutsche Einbildungskraft für das Genie. Ein Dichter galt mir als ein über alle anderen erhöhtes Wesen.“ Um ihrem Salon einen neuen Magneten zu gewinnen, zog sie „le petit Litz“ in ihre Kreise. Bald aber loderte im Herzen der über sechs Jahre älteren Frau eine heiße Leidenschaft für ihn empor. An ihr entflammte sich die des jungen Mannes, dessen Seele noch an den heimlichen Wunden über den Verlust Caroline de Saint-Criqs blutete. Er ahnte das Verhängnisvolle dieser Leidenschaft. Um sich ihr zu entziehen, wollte er im Frühjahr 1835 Paris verlassen. Doch die Gräfin — obwohl Gattin und Mutter — willigte in keine Trennung. Vergebens beschwor er sie, ließ er sie durch ihre Mutter, ihren Beichtvater Abbé du Guéry, durch ihren und seinen Freund Abbé de Lamennais beschwören — sie begab sich Ende Mai mit ihrer Mutter auf die Reise, um in Basel¹ Liszt zu finden. Einige Tage später reiste Gräfin Flavigny nach Paris zurück — Gräfin d'Agoult blieb. Liszts Biographin Lina Ramann und nach

¹ Nicht Bern, laut einem erst unlängst bekannt gewordenen Brief. „F. Liszt Briefe an seine Mutter“, herausgegeben von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1918.

ihr Eduard Reuß¹ und Rudolf Louis² erzählen, Liszt habe der Gräfin damals, um ihr zu ihrer Rehabilitation seine Hand reichen zu können, einen Glaubenswechsel vorgeschlagen, von ihr aber die Antwort erhalten: „La comtesse d'Agoult ne sera jamais Madame Liszt.“ Dem widerspricht Liszt selbst, wenn er am 18. November 1880 an Frau von *** schreibt³: „Keine abgeschmacktere Erfindung, als mein Madame d'Agoult gemachter Heiratsantrag und Vorschlag, zum Protestantismus überzutreten, sowie ihre stolze Ablehnung. Selbst für das große, so viel hinunterschluckende Publikum ist das denn doch eine zu grobe Speise.“ Genug, beide lebten einen Roman im Stile George Sands und vereinigten sich in freier Liebe. Ein fünfjähriges Wanderleben durch die Schweiz und Italien begann. Genf und sein zauberischer See ward der erste Schauplatz ihres nicht wolkenlos bleibenden Glücks. Er sah im Dezember 1835 eine Tochter, Blandine, geboren werden, der zu Weihnachten 1837 im Como eine zweite, Cosima, im Mai 1839 in Rom ein Sohn, Daniel, folgten. Liszt unterrichtete, konzertierte — in Paris, wohin er für kurze Zeit zurückkehrte, schlug er Thalberg siegreich aus dem Felde —, er griff zur Feder des Schriftstellers und gab der Welt seine charaktervollen Ansichten „über die Stellung der Künstler“⁴ kund. Er brachte in seinen an George Sand, Heine, Berlioz u. a. gerichteten „Reisebriefen

¹ „Franz Liszt“, Dresden, Karl Reißner, 1898.

² „Franz Liszt“, Berlin, Georg Bondi, 1900.

³ „F. Liszts Briefe“, Bd. VIII, Nr. 389.

⁴ Ges. Schriften, Bd. II.

eines Baccalaureus der Tonkunst“¹ Erlebnisse und Gedanken zum Ausdruck, wie sie kein Musiker vor ihm geist- und poesievoller in Worte gefaßt hatte. Auch tonschöpferisch fühlte er sich angeregt. Die Eindrücke, die seine und der Gräfin mannigfaltige Streifzüge durch die Schweiz in ihm zurückließen, prägte er zu den Tonbildern seines „*Album d'un voyageur*“ (später in „*Années de pèlerinage*“ umgetauft) um, in denen sich malerische Züge und poetische Beziehungen zu eigenartig neuen Stimmungs- und Situationsbildern verdichten.

Einer dieser Ausflüge, an denen George Sand mit ihren beiden Kindern Maurice und Solange, Liszts Schüler Hermann Cohen, genannt Puzzi, der später Karmeliter wurde, und der Schriftsteller Adolphe Pictet sich im September 1836 beteiligten, ist durch die geniale Schriftstellerin in ihren „*Lettres d'un voyageur*“ in ergötzlicher Weise verewigt worden.

Über ein Jahr hatten Liszt und die Gräfin dem versprochenen Besuch ihrer Freundin George vergeblich entgegengesehen. Brief um Brief war währenddessen zwischen ihnen gewechselt worden. Schon am 23. Juli 1836 hatte Liszt geschrieben:

„Endlich, mein Freund, kam Ihnen ein guter, ein verehrungswürdiger Gedanke! Wir werden Sie wiedersehen und Sie zu unsrer Freude ganz besitzen. Früh und abends, Tag und Nacht werden wir Sie haben! Nehmen Sie sich in acht, guter, lieber George, kaum zum Schlafen und noch weniger zum Atemholen werden wir Ihnen Zeit lassen.

¹ Ges. Schriften, Bd. II.

Sie können sich ja gar nicht vorstellen, welches Fest es für uns sein soll, mit Ihnen, Illustrissima, vierzehn Tage zu verbringen! Nur zwei Tage noch, und Ihr Prozeß wird beendet sein. Kein Zweifel, daß er Ihnen nicht alle Genugtuung bringe, denn Sie haben hundert- und aber hundertmal Recht, was nicht zu viel für Sie ist. Nun wird Ihr Leben sich freier und besser gestalten. Wahrlich, Sie verdienen noch viel mehr; aber nicht wahr, es genügt Ihnen, daß die, die Sie lieben, es empfinden? . . .

Wüßte ich, welchen Weg Sie nehmen, ich käme Ihnen entgegen. Einstweilen lasse ich meinen schönen Flügel für Genf verpacken und Puzzi muß meine zwei Pfeifen neu herrichten. Bringen Sie eine dritte mit, um so besser.

Über tausend Dinge werden wir nun wieder ausführlich sprechen. Vielleicht gefalle ich Ihnen jetzt besser, denn ich bin entsetzlich verdummt, schreibe nur immer Noten, Noten, immer Noten!

Übrigens finden Sie hier ein oder zwei sehr bemerkenswerte Persönlichkeiten, die sich sehr freuen, Sie zu sehen. Verlangt es Sie nach Gesellschaft, so findet sie sich leicht. Sie brauchen mir nur zu sagen: „Ich will dieses oder jenes“, so wird es nach Ihrem Wunsche geschehen.

Auf Wiedersehen also, lieber George. Kommen Sie so bald und verlassen Sie uns so spät als möglich.

Der Ihrige fürs Leben

F. L.“

Abermals vergingen Wochen, Monate. Als George Sand nach Beendigung ihres ehelichen Scheidungs-

prozesses endlich in Genf erschien, empfing sie von der Hand der Gräfin im Hotel die lakonische Zusage: „Wir haben auf Dich gewartet, Du bist nicht pünktlich, das langweilt uns. Suche uns nun! Wir sind abgereist. Arabella¹.

P. S. Besprich Dich mit dem Major² und seht zu, wo Ihr uns findet.“

Im Hotel Union in Chamounix trafen sie endlich glücklich zusammen. Entsetzt über den Anblick der in ihrem berühmten blauen Blusenkostüm, mit beschmutzten Stiefeln eintretenden George Sand und über die stürmischen Umarmungen, mit denen die Gräfin und Liszt sie begrüßten, ließ das Hotelmädchen den in ihrer Hand gehaltenen Leuchter fallen und beeilte sich, die Ankunft der seltsamen Gäste im Hause zu verkünden, „die mit ihren langen Haaren wie die Wilden aussehen und bei denen man nicht unterscheiden kann, wer Mann oder Weib, Herr oder Diener ist“. „Kunststreiter sind es!“ entscheidet der Koch mit verächtlicher Miene, „und nun weist man mit Fingern auf uns, die man als Gräuel betrachtet. Die Engländerinnen, wenn sie uns in den Korridoren begegnen, ziehen züchtig ihre Schleier herab, und ihre Gatten gehen damit um, uns während des Abendessens mittels einer entsprechenden Kollekte eine Probe unsrer Kunst abzuverlangen.“

Ins Fremdenbuch zeichnete Liszt sich übermütig ein: „Musikphilosoph, geboren im Parnaß, kommt

¹ Arabella oder „die Prinzessin“ bezeichnet die Gräfin d'Agoult.

² Adolphe Pictet.

vom Zweifel, geht zur Wahrheit.“ Darunter schrieb George Sand:

„Name der Reisenden: Familie Piffoël.

Wohnsitz: die Natur.

Sie kommen: von Gott.

Sie gehen: in den Himmel.

Geburtsort: Europa.

Stand: Bummeler.

Befähigungsnachweis: nach jeder Richtung.

Ausgestellt durch: die öffentliche Meinung.“

Den Tagen ungezügelter Sichgehenlassens im ausgelassensten Künstlerhumor gab ein ernstes musikalisches Nachspiel den Abschluß. Ein Besuch Freiburgs bot Liszt Gelegenheit zu einer Improvisation über Mozarts „Dies irae“ auf der Domorgel, einem Prachtwerk der Orgelbaukunst, und entlockte George Sand und Pictet wahre Hymnen der Begeisterung.

Bis in den Oktober blieb George dann noch in Genf mit den Freunden zusammen. Ihr brachte Liszt sein dort entstandenes *Rondo fantastique* über ein Lied Manuel Garcias „*El Contrabandista*“, das, von dessen Tochter Malibran gesungen, die Hörer entzückt hatte, als Huldigung dar, und sie gab ihm in ihrer lyrischen Erzählung „*Le Contrebandier*“ zurück, was seine Musik an Bildern in ihrer Einbildungskraft erweckt hatte.

Für den Winter 1836/37 standen Liszt Konzerte in Paris bevor. Er nahm mit der Gräfin im Hôtel de France Wohnung, und wie in Genf ward George Sand daselbst ihr Gast. Sie hatte im Entresol, „die Familie Fellows“, wie die beiden sich nannten, im

darüber gelegenen Stockwerke ihre Zimmer. Den Salon benützten sie gemeinschaftlich. Ihn mit einem erlesenen Kreis von Berühmtheiten aller Art zu füllen, wurde der einstigen Königin der Salons des Faubourg Saint-Germain nicht schwer. „Die Existenz im Hôtel de France, wo Madame d'Agoult mich bestimmt hatte, bei ihr zu wohnen, war vorübergehend äußerst reizvoll,“ schreibt George Sand. „Sie empfing viel Literaten, Künstler und Männer der Wissenschaft. Bei ihr oder durch sie lernte ich Eugène Sue, Baron Eckstein, Chopin, Mickiewicz, Nourrit, Viktor Schölcher u. a. kennen. Sie kannte Lamennais, Pierre Leroux, Heinrich Heine usw., und auch meine Freunde wurden die ihrigen. Mit vollendeter Anmut präsiidierte sie der in ihrem improvisierten Hotelsalon versammelten Elitengesellschaft und zeigte sich, dank der Weite ihres Geistes und der Vielseitigkeit ihrer poetischen und ernsten Begabung, auf der Höhe all der hervorragenden Spezialitäten. Man machte bei ihr bewundernswerte Musik und konnte sich in den Pausen belehren, indem man der Rede anderer lauschte.“

Zwischen Chopin und der Dichterin knüpfte sich in dieser Zeit, nachdem sie ihm im Winter 1836 durch Liszt eines Abends mit der Gräfin zugeführt worden war, das bekannte Liebesverhältnis, dessen Wonnen und Qualen beide ein Jahrzehnt lang durchkosteten und dessen schließlichen Bruch zu überstehen die sensitive, wenig widerstandsfähige Natur des polnischen Tonpoeten nicht gewachsen war. Ein Brief George Sands an Liszt vom Frühjahr 1841, aus der Zeit ihres Zusammenlebens mit Chopin,

enthält die Worte: „Chopin ist heute krank; ich ebenfalls. Aber unsere herzliche Liebe für Sie ist darum nicht weniger lebendig.“

An dem Miteinander in Genf und Paris hatten die drei Freunde Gefallen gefunden. Es sollte eine Fortsetzung in Nohant erfahren, das durch die Scheidung George Sands von ihrem Gatten Dudevant eben damals in ihren ausschließlichen Besitz übergegangen war. Einem durch Berlioz- und Beethoven-Soireen Liszts in Paris mehrfach unterbrochenen ersten Besuch im Februar und März 1837 folgte im Mai ein sich über drei Monate ausdehnender Aufenthalt des Künstlers und seiner gräflichen Gefährtin. An Abwechslung fehlte es nicht im romantischen Dichterschlößchen. Von Gästen aus allen Weltwinkeln wurde es nicht leer. Man unternahm Ausflüge zu Fuß oder zu Pferde, man improvisierte Lustspiele und aller Art Mummenschanz. Man las die Werke der deutschen Philosophen, las Shakespeare, Victor Hugo, Schiller und mit besonderer Vorliebe E. T. A. Hoffmann. An warmen Sommerabenden, wenn mit den Rosen- und Lindendüften des Gartens zugleich die Liebesklagen der Nachtigallen die Luft erfüllten, setzte sich Liszt an das nur vom Mond- und Sternenlicht erhellte Klavier, um sich zum Entzücken seiner Zuhörer oft stundenlang den Eingebungen seiner Phantasie zu überlassen. Lange blieb dann die kleine Gesellschaft noch auf der Terrasse vereinigt. War sie endlich auseinandergegangen, so lagen die schöpferischen Geister, George Sand und Liszt, noch einige stille Stunden der Arbeit ob. Da saßen sie beim Schimmer einer kleinen Lampe über den Schreib-



LISZT AM KLAVIER

Nach einem Ölgemälde von J. Danhauser. Mit Genehmigung der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien

tisch gebeugt, sie an ihrem Roman „*Mauprat*“ schreibend, er bald mit seinen Klavierpartituren der ersten Beethovenschen Symphonien, bald mit den Transkriptionen der Lieder Schuberts beschäftigt, welcher letzteren er, der Schubertschwärmer, erst durch diese seine genialen Bearbeitungen zu ihrem Welt-ruf verhalf.

Das „*Journal de Piffoël*“ weiß uns von Nohants Sommerleben im Jahre 1837 gar mancherlei zu erzählen. Hören wir einige seiner Schilderungen:

„Das Zimmer Arabellas liegt zu ebener Erde unter dem meinen. Darin hat der schöne Flügel von Franz seinen Platz. Unter meinem vom grünen Vorhang des Lindengezweigs verhüllten Fenster quellen die Töne hervor, denen die ganze Welt lauschen möchte und die hier nur die Eifersucht der Nachtigallen erregen. Welch mächtiger Künstler, der in allem Großen erhaben, allem Kleinen überlegen ist und doch an einer geheimen Traurigkeit, einer verborgenen Wunde krankt! Du Glücklicher, den eine schöne, großmütige, geistvolle Frau liebt! Was begehrt Du Undankbarer noch mehr? Ach, wäre ich geliebt, wie Du es bist!“ . . .

„Wenn Franz Klavier spielt, fühle ich mich erleichtert. All meine Schmerzen verklären, meine Regungen entflammen sich. Er versetzt die mitteil-same Saite des Herzens in Schwingung. Auch den Ton des Zorns läßt er erklingen. Nicht aber den des Hasses. Mich verzehrt jedoch der Haß — der Haß gegen wen? Mein Gott, läßt Du mich niemanden finden, den zu hassen es der Mühe lohnte? Erweise mir diese Gnade! Ich bitte Dich ja nicht

mehr darum, mich den Einzigen finden zu lassen, der es verdiente, geliebt zu werden!“ . . .

„Ich liebe die abgerissenen Phrasen, die er aufs Klavier wirft und die wie mit einem Flügel in der Luft hängen zu bleiben scheinen. Er arbeitet wohl an einer Komposition, die er bruchstückweise auf dem Klavier versucht. Seine Pfeife, sein Notenpapier und seine Federn liegen neben ihm. So oft er einen Gedanken aufgezeichnet hat, vertraut er ihn der Stimme seines Instrumentes und diese Stimme offenbart ihn der aufhorchenden Natur. Ich möchte eher glauben, daß diese kapriziösen Phrasen einem absichtslosen Gefühlsausbruch als einer Arbeit des Verstandes entsprängen. Diese ungestümen Melodien klingen wie das Krachen eines im Sturm gescheiterten Schiffes, und ich fühle mein Innerstes erbeben in der Erinnerung an das, was ich erlitt, als ich im Sturme lebte.

„Weiße Arabella, gestern, im duftenden Baumgang, unter dem Schimmer strahlender Sterne, im frisch uns umwehenden Mitternachtswind, sprach ich mit Alphonse von Dir. „Was“, sagte ich, „gibt es wohl Schöneres auf Erden, als wenn eine Frau, die wir gewohnt sind stark zu sehen, sich ein wenig matt, erschöpft zeigt? Ist die weiße Lilie, deren biegsamer Stengel sich beim sanften Hauch des Windes neigt, nicht schöner noch als die kaum erblühte Lilie, deren stolz erhobene Krone die glühenden Sonnenstrahlen trinkt?

„Warum, zum Teufel, Piffoël, willst Du Dein Haupt nicht neigen, wenn Dich der Sturmwind streift? Warum sind Deine Tränen so bitter, warum läßt

Du Dich brechen, ohne Dich gebeugt zu haben? Wie die Sonnenblume willst Du Dein Antlitz Deinem Herrn und Meister in seiner Glorie zuwenden; aber wenn er sich verhüllt und den Blitz auf Dich herabsendet, vertrocknest und brichst Du; denn Du magst Dich nicht beugen.“ . .

„Köstliches Wetter, frische Luft, geheimnisvolles Rauschen und leises Sichbewegen in den Lindenzweigen. Man könnte es mit Arabellas stolzer und anmutvoller Art vergleichen. Törichtes Erwachen! . . Und dieses verwünschte Klavier erwacht nicht! Was soll ich diesen Morgen mit mir selber anfangen? . . Gott sei gelobt! mein Freund hat mich gehört. Da erklingen die ersten Akkorde des Andante aus Beethovens Pastoralsymphonie. Das ist rechte Sommermusik.“ . .

„An jenem Abend, während Franz die phantastischsten Sänge Schuberts spielte, ging die Prinzessin unter der Terrasse im Schatten auf und ab. Sie war in ein lichtiges Gewand gekleidet, ein großer weißer Schleier umhüllte mit ihrem Kopf zugleich fast die ganze schlanke Gestalt. Ihr gemessenen Schrittes einherschreitender Fuß schien den Sand nicht zu berühren. Der Mond verbarg sich hinter den Linden und überhauchte die schwarzen gespenstischen Tannen mit bläulichem Schimmer. Tiefe Ruhe herrschte. Nur die Nachtigall schlug mit schüchterner Stimme.

„Wir saßen auf der Freitreppe, ganz Ohr für die bald verführerischen, bald düsteren Klänge des „Erlkönigs“. Gleich der Natur um uns in eine wehmütige Glücksstimmung versunken, konnten wir den

Blick nicht von dem magnetischen Kreise abwenden, den die stumme Sibylle im weißen Schleier vor uns umschrieb. Ihre Schritte wurden allmählich langsamer, als der Künstler unter seltsam traurigen Modulationen zu der innigen Melodie des Liedes: „Sei mir begrüßt“ übergang. Jede ihrer Bewegungen atmete so viel Grazie und Harmonie, als ob sie selbst wie eine lebendige Leier die Töne ausströmte . . . Sie setzte sich auf einen herabhängenden Ast, und er bog sich kaum, als trüge er ein Phantom. Da verstummte die Musik. Es war, als sei das Leben der Töne durch ein geheimnisvolles Band dem Leben dieser schönen bleichen Frau verknüpft. Im nächsten Augenblick sahen wir sie an den Lichtern des benachbarten Salons vorbeigleiten. Ihr blondes Haar strahlte gleich einem goldenen Heiligenschein, ihr weißer Schleier umwogte in der leichten Bewegung ihres stolzen Ganges wie eine Wolke ihre Gestalt. Der Gesang der über das Klavier irrenden Finger schwieg. Die Lichter erloschen und die Vision zerfloß in Nacht.“ — —

Ende Juli schieden Liszt und die Gräfin von Nohant. „Es waren“, sagt er von den daselbst verlebten Wochen, „drei Monate eines geistigen Lebens, deren Gedächtnis ich fromm im Herzen bewahre.“ Dennoch sahen beide das Dichterheim nicht wieder. Zwischen den zwei Frauen waren Dissonanzen nicht ausgeblieben. Ob, wie Karénine verriet, die zwischen George Sand und Chopin aufkeimende Liebe die Eifersucht der siegesgewohnten Gräfin weckte, ob die mehr anempfindende Begabung Arabellas, die sich erst später der schriftstelle-

rischen Feder bemächtigte, vielmehr, wie man behauptet hat, die reiche schöpferische Kraft Pifföels beeifersüchtelte? Schon aus dem Gegensatz ihrer Individualitäten, ihrer Lebenssphäre, ihrer Gewohnheiten und Neigungen ergaben sich hinreichende Widersprüche. Das ungebundene Naturkind, das sich ungeschminkt in vollster Freiheit seines Lebens zu freuen liebte, und die grande dame alter französischer Schule mit dem Flacon in der Hand — wie Adolf Pictet sie zeichnet —, deren beherrschtes Wesen allerlei reizvolle Heimlichkeiten und Kompliziertheiten barg, die Demokratin, die am liebsten Männerkleider trug, und die Aristokratin, die ihre Schönheit durch kostbare Toiletten zu heben liebte, konnten auf die Dauer nicht gemeinsame Wege gehen. Es kam nachmals zum Bruch zwischen ihnen. Liszt blieb daran unbeteiligt. Er wechselte noch jahrelang Briefe mit George Sand. So verlautet es in einem Schreiben vom 4. Mai 1838:

„Ich weiß nicht, mein guter George, warum wir uns so lang nicht geschrieben haben. Doch ist dies nicht (und kann es nicht sein) eine Lösung der Dauer unsrer Freundschaft. Ich bilde mir sogar ein, daß die sich mehrenden Jahre sie nur immer fester und freundlicher gestalten werden. Vielleicht kommt auch einmal die Zeit, wo ich etwas für Sie zu tun vermöchte, wie ich einst in der naiven Exaltiertheit meiner zwanzig Jahre sagte. Inzwischen lassen Sie mich Sie immer auf meine Weise lieben, still Ihrer denken und von Ihnen, meine arme Freundin, träumen!“

Noch im September 1855, als er die Bekanntschaft Georges mit der Fürstin Wittgenstein in Paris

vermittelt hatte, versicherte auch sie ihn ihrer unveränderten Freundschaft, und nach ihrem Tode schrieb er am 28. Juli 1876 ihrem Sohn Maurice:

„Das Genie George Sands entzückt die Welt. Ihr Ruhm bleibt ein unvergängliches Vermächtnis an die glorreiche französische Literatur. Den der Dichterin von allen Seiten dargebrachten Huldigungen vereinigen diejenigen, die Ihre Frau Mutter durch ihr gütiges Wohlwollen ehrte, die Huldigung des Herzens. Meine treue Verehrung folgt ihr. Nehmen Sie, bitte, den Ausdruck meiner dankbaren Erinnerung an den Aufenthalt in Nohant entgegen, wo im Jahre 1837 Ihre und Ihrer Frau Schwester lebenswürdige Bekanntschaft machte

Ihr sehr ergebener

F. Liszt.“

Aber auch George Sands Tochter Solange, die Gattin des Bildhauers Clésinger, bewahrte Liszt ein treues Gedenken. Noch am 21. September 1892 gab sie dem in einem Brief an die Verfasserin dieses Buches aus Montgivray Ausdruck:

„Ich war noch ein kleines Kind, als Liszt mit der Gräfin d'Agoult nach Nohant kam. Er war sehr gut. Meine Arbeitscheu, meine wilde Ausgelassenheit machten mich zu einem unausstehlichen kleinen Teufel. Fortwährend wegen Missetaten bestraft, wollte ich niemals um Verzeihung bitten. Da kam Liszt, den es dauerte, daß ich, in meinem Zimmer eingesperrt, nichts zu essen bekommen sollte, und redete mir so lange zu, meine Mutter um Verzeihung zu bitten, bis ich seiner herzlichen Bitte nachgab.

Damals hatte ich eine Lehrerin namens Marie Louise, der er aus lauter Güte Musikstunden gab. Er pflegte sie Lady Tempête zu nennen; denn sie war sehr hitzig und stürmisch in ihren Tränen- wie Heiterkeitsausbrüchen. Sie starb voriges Jahr in meiner Nachbarschaft.

Wie liegt doch alles das so weit zurück! Nichts blieb mehr übrig von dieser Generation.“

Italien war das Ziel, dem Liszt und seine schöne Genossin zustrebten, nachdem sie sich aus dem romantischen Sommerleben im Berry losgelöst hatten. Auf dem Wege dahin, in Lyon machte Liszt Adolphe Nourrit, den berühmten Tenoristen der Pariser Opéra, mit Schuberts Liedern bekannt. Während ihres gemeinsamen Vortrags des „Erlkönigs“ warf die Gräfin mit rascher Feder eine französische Übertragung von Goethes Gedicht aufs Papier — ihr erstes schriftstellerisches Debüt, das ihr reiche Anerkennung und die lebenslange Freundschaft des Dichters Louis de Ronchaud eintrug, dem sie nachmals „*Mes Souvenirs*“ widmete.

An den paradiesischen Gestaden des Commersees ließen sie sich zuvörderst nieder. In der Folge verweilten sie in Mailand, Venedig, Lugano, Florenz, Bologna, Rom. Über ihren Verkehr im berühmten Mailänder Salon der Gräfin Clara Maffei berichtet Raffaello Barbiera nicht sonderlich wohlwollend¹. Liszt widmete sich, nur hin und wieder auftretend,

¹ Il Salotto della Contessa Maffei. 7^{ma} Ediz. Milano, 1903.

in Italien vorzugsweise seiner Selbstbildung. „Meinem staunenden Auge“, schreibt er in einem seiner Reisebriefe (an Berlioz), „erschien die Kunst in ihrer ganzen Herrlichkeit und enthüllte sich ihm in ihrer ganzen Universalität, in ihrer ganzen Einheit. Rafael und Michelangelo verhalfen mir zum Verständnis Mozarts und Beethovens.“ Aus Dichtungen Dantes und Petrarcas, aus Bildwerken Michelangelos und Rafaels flutete ihm Musik entgegen. Den durch sie empfangenen Eindrücken gab er in seinen *„Années de pèlerinage en Italie“* tönende Gestalt. Dazu schuf er seine gewaltigen *„Grandes Etudes“*, die von Schumann hoch bewunderten „Bravourstudien nach Paganini“, huldigte der Gräfin d'Agoult durch die ihr zugeeignete „Hugenotten“-Phantasie, die ihr als das beste seiner Werke galt, gewann, gleich den geistsprühenden *„Soirées musicales“* des ihm befreundeten Rossini, auch Melodien Mercadantes und Donizettis seinem Instrument.

Mittlerweile aber hatte sich ihm die Notwendigkeit aufgedrängt, aus der Zurückgezogenheit, in der er seit fünf Jahren vorwiegend verharret hatte, wieder in das große Kunstleben hinauszutreten und Europa von seinem Können Rechenschaft zu geben. Das Virtuositentum entsprach nicht seinen Neigungen. Seine Wünsche waren auf die Kapellmeistertätigkeit an einem der kleinen deutschen Fürstenhöfe, womöglich Weimar, gerichtet. Doch die ihm obliegenden Verpflichtungen gegen seine Mutter, gegen seine drei, von ihm gleich nach der Geburt legitimierten Kinder, gegen die Frau, die sich ihm angeschlossen hatte und deren Bedürfnisse ziemlich anspruchsvoller



LISZT und GRÄFIN D'AGOULT mit ihrem als Zukunftsgrößen dargestellten Kinderdreiblatt in Nonnenwerth

Natur waren, geboten ihm, aus seiner Virtuosität Kapital zu schlagen. Er bestimmte die Gräfin, nach Paris zurückzukehren und mit den Kindern fürs erste bei seiner Mutter zu leben. Dahin führte ihr Weg, als sie und Liszt gegen Mitte November 1839 Italien den Rücken kehrten. Der seine führte nach Wien, von wo aus er seine europäischen Triumphzüge begann.

Im Laufe der nächsten Jahre trafen beide noch mehrfach in Paris und anderwärts zusammen. So insbesondere auf der rheinischen Insel Nonnenwerth, wo sie 1841, 1842 und 1843 mit den Kindern übersommerten. Aus dieser Zeit gibt Liszts Vertonung eines Gedichtes des ihm befreundeten Fürsten Felix Lichnowsky „Die Zelle von Nonnenwerth“ Kunde. Eine Klavierübertragung derselben neuester Lesart ließ der Meister noch in seinen letzten Lebensjahren als Beigabe zu einem Aufsatz unserer Feder in Tengers „Neuer Musikzeitung“ erscheinen.

Auch eine hier wiedergegebene humoristische Federzeichnung, in deren Urheber Fürstin Marie Hohenlohe den der Gräfin d'Agoult nahestehenden Maler Henri Lehmann vermutet, der in Nonnenwerth ein anmutiges Bild des kindlichen Schwesternpaares Blandine und Cosima entwarf, ist aus jenen Sommerjugendtagen auf uns gekommen. Sie stellt Liszt und die Gräfin angesichts Nonnenwerths lustwandelnd dar. Er, freigebig wie immer, streut — vielleicht symbolisch zu deutende — Münze aus, die ein sich um ihn versammelnder Kinderschwarm gierig aufgreift. Das damals noch kleine Geschwisterkleeblatt Blandine, Cosima und Daniel scheint, in Zukunfts-

größe aufgefaßt, hoch zu Rosse einen Ritt ins romantische Land zu unternehmen.

Schon 1840 hatte Liszt die Versöhnung der Gräfin mit ihrer Familie herbeigeführt. Graf d'Agoult, der geschiedene Gatte, erklärte sich zu ihrer, gleichwohl nicht von ihr angenommenen Wiederaufnahme bereit. Er und der Bruder der Gräfin bezeugten Liszt, daß er als „homme d'honneur“ gehandelt habe. Das seit langem schon gelockerte Band, das diesen mit der Gräfin verknüpfte, war indes mehr und mehr unhaltbar geworden. So kam es 1844 zur endgültigen Lösung. Den äußeren Anlaß bot das durch böse Zungen ausgestreute Gerücht, Liszt wolle die schöne Spanierin Lola Montez, die sich sogar königlicher Anbeter rühmen durfte, heimführen. Ein Brief der Gräfin entschied über ihre Trennung. Zu einem von Liszt gewünschten versöhnlichen Abschluß kam es auch bei späteren persönlichen Begegnungen beider, von denen seine Briefe an die Fürstin Wittgenstein sprechen, nicht, obwohl es einmal — wie wir alsbald erfahren werden — den Anschein gewann. Das Verständnis für die menschliche Größe des Mannes, die die seines Ruhms noch überstrahlte, war, scheint es, der Gräfin nicht gegeben. Empfund die Kurzsichtige es doch auch — laut Aussage ihrer Enkelin — als „Enttäuschung“, daß sie, die in ihm „das schaffende Genie“ gesucht hatte, „nur den Virtuosen“ fand.

Die Fürsorge für seine Kinder übernahm Liszt. Er ließ ihnen gemeinsam zuerst in Paris, dann den Töchtern bei Frau von Bülow in Berlin, der Mutter Hans von Bülows, eine ausgezeichnete Erziehung

angedeihen. Seine älteste Tochter und seinen Sohn mußte er in jungen Jahren dahingehen sehen. Blandine, seit 1857 die Gattin des französischen Advokaten und Staatsmanns Emile Ollivier, des Justiz- und Kultusministers des dritten Napoleon, schied am 11. September 1862 auf ihrem südfranzösischen Landsitz von der Welt. Daniel, der sich in Wien dem Studium der Rechte ergeben hatte, erlag zwanzigjährig, während eines Besuchs bei seiner Schwester Frau Cosima von Bülow in Berlin, am 13. Dezember 1859 einem Brustleiden. Einzig Cosima, die spätere Gattin Richard Wagners, die starkgeistige Hüterin Bayreuths, überlebt den Vater.

Unter dem Namen Daniel Stern wandte sich Gräfin d'Agoult dem Schriftstellern zu. Hatte sie zuvor bereits ein paar Novellen veröffentlicht, so überraschte sie die Welt 1846 mit einem Roman „*Nélida*“, dessen Hauptfigur, der Maler Guermann, ein Porträt Liszts darstellen sollte. Die wenig schöne Spezies des Schlüsselromans lag damals augenscheinlich in der Luft. Für den schwächlichen Helden ihrer „*Lucrezia Floriani*“ entlehnte George Sand Charakterzüge Chopins, diesen damit schwer verletzend. Ihr Verhältnis zu Alfred de Musset schildert sie in „*Elle et Lui*“ und rief dadurch die Erwiderung von dessen Bruder Paul: „*Lui et Elle*“ hervor. Balzac wiederum wählte sich für seinen, ihm, wie es heißt, von George Sand inspirierten Roman „*Béatrix*“ die Gräfin d'Agoult zum Urbild der Titelheldin, George Sand zum Original der Camille Maupin. Auch Liszt und der Kritiker Planche wurden darin abkonterfeit.

Liszt fand sich in Daniels Sterns Zeichnung nicht getroffen. „Pauvre Lehmann!“ spöttelte er, auf diese Weise mit der ihm eigenen Schlagfertigkeit die ihm angedichtete Rolle des Malerhelden Guermann von sich ablehnend und sie dem Maler Henri Lehmann, einem neueren Anbieter der Gräfin, zuweisend.

Daniel Stern schrieb in der Folge mehr und ungleich Bedeutenderes. Bekannt wurden namentlich: *„Histoire de la Révolution de 1848“*, *„Histoire des commencements de la république aux Pays-Bas 1581—1625“*, *„Essai sur la liberté“*, *„Esquisses morales“*, *„Dante et Goethe“* 1866 und *„Mes Souvenirs 1806—1833“*.

Im Mai 1861, einige Monate bevor Liszt zu seiner gehofften Vermählung mit der Fürstin Wittgenstein nach Rom reiste, besuchte er während eines Pariser Aufenthaltes die Gräfin d'Agoult zu wiederholten Malen. Über den Verlauf eines solchen Zusammenseins erzählt er der Fürstin:

„Nachdem wir über verschiedene literarische und politische Dinge geplaudert hatten, gab ich dem Gespräch eine mehr persönliche Wendung. Die Fragen über Wagner, die Zukunftsmusik, den Anteil, den ich an der gegenwärtigen musikalischen Bewegung nehme und anderes waren schon seit meinem ersten Besuche mehrfach gestreift worden. Jetzt kam ich noch eingehender darauf zurück und betonte sehr deutlich, daß ich weder der Freunde, noch einer Partei, noch der Zeitungen bedürfe, um meinen Weg fortzusetzen. ‚Guermanns Mauern sind bereits gemalt‘, sagte ich ihr, ‚und man wird andere

malen, ohne daß man sich im mindesten um gesprochene oder gedruckte Verkehrtheiten zu kümmern braucht.' Sie schien überrascht über die freiwillige Isolierung meinerseits; vielleicht auch über die seltsame Konsequenz, die sich tatsächlich in meinem Künstlerleben findet, ohne daß sie sie jemals bemerkt hätte, bis sie in diesem Augenblick vor ihren Blicken aufzublitzen schien.

Als sie mich so über mich selbst, über die vollkommene Übereinstimmung meiner ehemaligen Bestrebungen mit meinen heutigen Ideen, über die Beständigkeit meines ihr einst so ‚hassenswert‘ erschienenen Ichs sprechen hörte, überkam sie ein Gefühl der Rührung und Tränen überströmten ihr Angesicht. Ich küßte sie auf die Stirn — das erste Mal seit langen Jahren. ‚Marie‘, sagte ich, ‚lassen Sie mich in schlichter Bauernsprache reden! Gott segne Sie! Wünschen Sie mir nichts Böses!‘ Sie vermochte mir nichts zu erwidern — ihre Tränen flossen nur um so unaufhaltsamer. Ollivier hatte mir erzählt, er habe sie, während er mit ihr in Italien gereist sei, mehrmals an Orten, die sie vorzugsweise an unsere Jugend erinnerten, bitterlich weinen sehen. Ich sagte ihr, daß mich diese Erinnerung gerührt habe. Fast stammelnd brachte sie die Antwort hervor: ‚Ich werde Italien — und auch Ungarn immer treu bleiben.‘ Da verließ ich sie leise. Als ich die Treppe hinabstieg, tauchte das Bild meines armen Daniel vor mir auf. Mit keinem Wort war seiner gedacht worden, indes ich drei, vier Stunden mit seiner Mutter gesprochen hatte!“ —

Und noch eines letzten Wiedersehens erwähnt Liszt. Es war im März 1866, als die Aufführung seiner Graner Messe ihn nach Paris geführt hatte. Die abfällige Besprechung des Werkes in der „*Liberté*“ von Guy de Charnacé, dem Schwiegersohn der Gräfin d'Agoult, wurde, sei es mit Recht oder Unrecht, ihrem Einfluß zugeschrieben. Liszt besuchte sie zweimal. Beim letzten Male kam es zu bitteren Worten von seiner Seite. „*Nélida*“, schreibt er der Fürstin Wittgenstein am 13. April 1866, „*Nélida* teilte mir ihre Absicht mit, ihre ‚*Confessions*‘ zu veröffentlichen. Ich erwiderte, daß ich es nicht für möglich hielte, daß sie ‚*Bekenntnisse*‘ aufzeichnen könne, da, was sie so zu bezeichnen gedächte, sich auf ‚*poses et mensonges*‘ beschränken würde.“

Auch in einem uns bekannt gewordenen ungedruckten Briefe an die Gräfin wiederholte er nachmals diese seine Anklage.

Ihr in Dialogen geschriebenes Werk „*Dante et Goethe*“ widmete Gräfin d'Agoult ihrer Tochter Cosima mit den Worten: „Deine Geburt und Dein Name sind italienisch; Dein Wunsch oder Deine Bestimmung haben Dich zur Deutschen gemacht. Ich bin auf deutscher Erde geboren, mein Stern steht am Himmel Italiens. Darum wollte ich Dir diese Erinnerungen zueignen, die Dante und Goethe miteinander vereinen: ein Doppelkultus, in dem unsere Seelen sich begegnen, die ideale Heimat, in der — was sich auch ereignen möge, und wenn alles hienieden uns trennen sollte — wir in unwandelbarer Liebe verbunden bleiben werden.“

An ihre ältere, der Ehe mit Graf d'Agoult entstammte Tochter Gräfin Charnacé ist das nachstehende, hier in Kürzung wiedergegebene Gedicht „Abgeklärtheit“ gerichtet¹.

„Du möchtest, sagst du, das Geheimnis wissen
von meiner Abgeklärtheit: Wie kein Schmerz,
kein Hoffen, weder Haß noch Liebe ließen
auf meinem Antlitz flücht'ges Rot, das Herz
verratend, Sturm der Seele und die Glut
vom stolz empörten, hoch entflammten Blut;
und wie mein stilles Sein, mein ruhig Haupt,
mein Gang, mein langsam Wort und gar mein Schweigen,
das Auge, dem man fremd die Träne glaubt,
ausströmen Kraft, der Leid zu bannen eigen . . .
Im Herzenforsch' ich nun, woher gekommen
der Frieden, den du neidest, und ich find',
um welchen Preis die Unrast mir genommen! —
O schütz' dich Gott vor meiner Ruhe, Kind!“

„*Mes Souvenirs*“, die nur die Jugendgeschichte der Gräfin schildern und in denen Liszts Name nur flüchtig ohne Beziehung auf sie genannt wird, erschienen erst nach dem am 5. März 1876 erfolgenden Ableben der Autorin. Auf die von seinem Schwiegersohn Ollivier empfangenen Mitteilungen über ihr Ende erwiderte ihm Liszt am 27. März²:

„Mich in Phrasen zu ergehen, geziemt mir nicht. Das Andenken, das ich Madame d'Agoult bewahre, ist ein schmerzliches Geheimnis. Ich vertraue es Gott und bitte ihn, der Seele der Mutter meiner drei Kinder Frieden und Licht zu verleihen. In ihren *Esquisses morales* schreibt Daniel Stern: ‚Das

¹ Übersetzt von Clara Crommelin. Bayr. Blätter 1914.

² „F. Liszts Briefe“, Bd. VIII, Nr. 288.

Verzeihen ist nur eine Form der Verachtung.' Das ist anmaßend und falsch. In Wahrheit offenbart das Evangelium uns die erhabene Milde des Verzeihens. Bitten wir demnach unsern himmlischen Vater: ,Vergib uns unsere Schuld, so wie wir vergeben unsern Schuldigern'!"

.

